

# Krise der Schrift?

## Zu den medienanthropologischen Implikationen der Digitalisierung

---

*Georg Mein*

Wir trauen den Computern nicht über den Weg, weil wir von den Büchern so viel erwarten. (Gerhard Lauer)

Currently, the process of we becoming the products of a digital system is in progress and, it's getting stronger every second.<sup>1</sup>

Seit Jahrhunderten war der Erwerb der Lese- und Schriftfähigkeit die grundlegende Kulturtechnik, durch die sich der Mensch das Universum der Repräsentation erschloss. Bereits in der römischen Antike, insbesondere während der Kaiserzeit, also von kurz vor der Zeitenwende bis ins dritte Jahrhundert, war ein beachtlicher Teil der Bevölkerung alphabetisiert. Das staatliche Schulsystem, bestehend aus drei Stufen, umfasste auch einfache Bauern und Sklaven, und es existierte ein ausgeprägtes Verlags- und Bibliothekswesen. Diese Welt war geprägt von einer weitreichenden und zirkulierenden Schriftkultur. Diverse Inschriften, von öffentlichen Epigraphen bis hin zu Graffiti, waren ebenso präsent wie eine Fülle schriftlicher Artefakte: Schilder, die bei Umzügen hochgehalten wurden, Heftchen oder Flugblätter in Versen oder Prosa, Münzen mit Legenden, beschriftete Stoffe, Kalender, Beschwerdeschriften, Briefe und Nachrichten. Zudem sind zivile und militärische Urkunden sowie Schriftstücke aus der Rechtsprechungspraxis zu berücksichtigen. Vor dem Hintergrund einer weitverbreiteten Lesefähigkeit und der damit einhergehenden Zirkulation von Schriftstücken wuchs die Nachfrage nach Büchern und Lesematerial. Diese

---

1 Sayed Mahmudul Alam: The Matrix, Baudrillard, and The question that drives us crazy, online unter <https://medium.com/@smalam119/the-matrix-baudrillard-and-the-question-that-drives-us-crazy-2d16bd471050>.

Nachfrage wurde auf drei Ebenen befriedigt: durch die Errichtung öffentlicher und den Zuwachs privater Bibliotheken sowie das Aufblühen von Abhandlungen, welche den Lesern bei der Auswahl und dem Erwerb von Büchern Unterstützung boten.<sup>2</sup>

Mit dem Zerfall des Römischen Reichs war dieser erstaunliche Bildungskosmos bis auf Weiteres unwiederbringlich verloren. Ein der Antike vergleichbares Niveau von Lese- und Schreibkompetenz wurde in Europa erst zum Ende des 18. Jahrhunderts wieder erreicht.<sup>3</sup> Nicht ohne Grund also begreift Hans Blumenberg *Lesbarkeit* als die Grundmetapher einer spezifisch menschlichen Erfahrungsweise; zielt sie doch auf die kulturelle Form des Wissens der Schrift. Doch eben diese Form des Wissens, das zeigt die digitale Medienevolution, ist dabei zu verblassen. 15 Jahre nach dem Tod von Jean Baudrillard lässt sich das mulmige Gefühl nicht länger ignorieren, dass er recht hatte. Denn vieles spricht dafür, dass die allgegenwärtige Bilderökonomie der sozialen Medien mit ihrem panoptischen Reklameterror eben genau jene Strategie darstellt, die es den Dingen erlaubt, wie Baudrillard es pointiert formulierte,

der ihnen langweilig gewordenen Dialektik des Sinns und der Bedeutungen zu entfliehen: sie wuchern ins Unendliche, potenzieren sich und übersteigern ihr eigenes Wesen bis ins Extrem, bis hin zu einer Obszönität, die von nun an zu ihrer inneren Zweckbestimmung und unvernünftigen Vernunft wird.<sup>4</sup>

Wo der Gegensatz von Realem und Virtuellem kollabiert, wird alles mit Ähnlichkeit geschlagen. Ein Außerhalb zu der medialen Routine existiert dann nicht mehr – alles ist nur noch Simulation. »In diesem Sinne«, schreibt Baudrillard, »ist es das Virtuelle, das uns denkt: Wir brauchen kein Subjekt des Denkens oder Handelns mehr, alles geschieht über technologische Vermittlung.«<sup>5</sup>

Jean Baudrillard starb am 6. März 2007. Knapp zwei Monate vor seinem Tod, nämlich am 9. Januar 2007, präsentierte Steve Jobs das erste iPhone. Damals steckte das mobile Internet noch in den Kinderschuhen und es ist überflüssig zu erklären, was seitdem passiert ist und wie gravierend es unser Kommunikationsverhalten, unsere Lebensweise, unsere Gesellschaftsorganisation und vieles mehr verändert hat. Baudrillard hat das alles nicht mehr miterlebt, doch die von ihm prognostizierte umfassende Virtualisierung der Realität wird insbesondere durch die tägliche Bilderflut von Milliarden von Posts in den sozialen Netzwerken umfassend vollzogen.

2 Vgl. Guglielmo Cavallo: Vom Volumen zum Kodex: Lesen in der römischen Welt. In: Roger Chartier/Guglielmo Cavallo (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt am Main 1999, S. 26ff.

3 Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Alphabetisierung\\_\(Lesef%C3%A4higkeit\)#Alphabetisierung\\_in\\_Europa](https://de.wikipedia.org/wiki/Alphabetisierung_(Lesef%C3%A4higkeit)#Alphabetisierung_in_Europa) (08.09.2022).

4 Jean Baudrillard: Die fatalen Strategien. München 1985, S. 7.

5 Jean Baudrillard: Passwörter. Berlin 2002, S. 38.

Die Menschen teilen ihr Leben mittels Handybilder und Videos, die unmittelbar nach der Aufnahme hochgeladen, gesehen und kommentiert werden – in der Regel mit wieder neuen Bildern und Videos oder mit Emojis. Schriftlichkeit spielt nur eine untergeordnete Rolle in Form von kommentierendem Text, bestehend meist nur aus ein bis zwei Worten.

Dass Medientechniken immer auch Kulturtechnologien sind, ist eine Einsicht, die schon Friedrich Nietzsche hatte, als er sein bekanntes Diktum »Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken«<sup>6</sup> in die schwergängige Mechanik seiner Schreibmaschine hämmerte, die nur Großbuchstaben kannte. So ist bspw. mit Blick auf die Demarkationslinie von Oralität und Literalität durch die Forschungen von Jack Goody,<sup>7</sup> Walter Ong<sup>8</sup> und anderen deutlich geworden, dass die Erfindung der Schrift weit mehr als ein technisches Hilfsmittel darstellt, sondern die menschlichen Denk- und Handlungsweisen und die damit einhergehenden kulturellen und gesellschaftlichen Muster in kaum zu überschätzender Weise transformiert hat. Was von Derrida als das Linearitätsdogma der Schrift kritisiert wurde, meint ja genau dies: dass das Wissen im Medium der Schrift sich einer spezifischen Organisationsform zu unterwerfen hat. Eine Organisationsform, durch die sich freilich überhaupt erst so etwas wie Logizität im historischen Denken ausbilden konnte.<sup>9</sup>

Was am Beispiel der Schrift deutlich wird, ist die wechselseitige Verschränkung von Medium und Geist – eine Verschränkung, die freilich nicht erst bei der Schrift ihren Anfang nahm, sondern gleichsam als medienanthropologisches Charakteristikum des Homo sapiens begriffen werden muss. Man kann dies auf zwei Ebenen beschreiben: zum einen auf einer kognitionswissenschaftlichen, zum anderen auf einer repräsentationslogischen.

Aus kognitionswissenschaftlicher Perspektive muss man zunächst mit dem Vorurteil aufräumen, dass unser Gehirn eine völlig flexible Struktur sei, die sich an jede beliebige neue Herausforderung anpasst. Das ist jedoch falsch, wie der Kognitionswissenschaftler Stanislas Dehaene betont:

Die Emotionen Nabokovs und die Theorie Einsteins vollziehen wir mit einem Primatengehirn nach, das für das Überleben in der afrikanischen Savanne angelegt

6 Friedrich Nietzsche: Schreibmaschinentexte. Vollständige Edition. Faksimiles und kritischer Kommentar. Aus dem Nachlass herausgegeben von Stephan Günzel und Rüdiger Schmidt-Grépály. 3. korrigierte Auflage, Weimar 2009, S. 19.

7 Jack Goody (Hg.): Literalität in traditionellen Gesellschaften. Frankfurt am Main 1981.

8 Walter Ong: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen 1987.

9 Erst durch das zeilenförmige Aneinanderreihen von Zeichen – so könnte man im Anschluss an Flusser formulieren – wird Geschichtsbewusstsein als reflexives Moment möglich. Vgl. Vilém Flusser: Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft? Cöttingen 2002, S. 11f.

ist. Nichts in unserer Evolution hat uns darauf vorbereitet, *sprachliche Informationen auch visuell* aufzunehmen. Dennoch gibt es beim erwachsenen Leser hoch entwickelte Mechanismen, die perfekt an die zum Lesen erforderlichen Abläufe angepasst sind.<sup>10</sup>

Aus evolutionstheoretischer Perspektive ist das im hohen Maße unwahrscheinlich, weil die Schrift schlichtweg eine viel zu junge Erfindung ist, als dass die neuronale Struktur unseres Gehirns sich daran hätte anpassen können. Was beim Lesevorgang passiert, ist derartig komplex und zum Teil noch unverstanden, dass die Neurowissenschaften wortwörtlich vom Paradox des Lesens sprechen. Die einzig plausible Erklärung dafür, dass wir den Lesevorgang trotzdem so erfolgreich meistern, scheint zu sein, dass existierende Gehirnareale, die wir vor Tausenden von Jahren entwickelt haben und die nun nicht mehr benötigt werden, umgewidmet worden sind. Noch einmal Dehaene:

Wenn das Gehirn nicht die Zeit gehabt hat, sich gemäß den Erfordernissen der Schrifterkennung zu entwickeln, dann muss die Schrift sich so entwickelt haben, dass sie den Zwängen unseres Gehirns Rechnung trägt. Damit führt uns das Modell des neuronalen Recyclings zu einer neuen Bewertung der Schriftentwicklung von den ersten Symbolen der prähistorischen Kulturen bis zur Erfindung des Alphabets.<sup>11</sup>

Diese Form des neuronalen Recyclings gilt dann natürlich auch für alle neueren Medienformate – und darüber hinaus für alle kulturellen Erfindungen, die sämtlich durch die neuronale Struktur unseres Gehirns determiniert sind. Die Erfindung der Schrift – sei es die chinesische, arabische oder lateinische – ist das Ergebnis eines über viele Jahrhunderte verlaufenden, komplexen Optimierungsprozesses, der durch die Bedingungen der Möglichkeit unseres Gehirns geprägt wurde. Aus diesem Grund sind bei allen Schriftsystemen die gleichen Gehirnareale aktiv und aus diesem Grund sind auch alle Schriftsysteme bei allen äußeren Unterschieden gleich aufgebaut. Sie basieren sämtlich auf einem morphophonologischen Prinzip, das sowohl Wortwurzeln wie Lautstrukturen repräsentiert und sie alle stützen sich auf einen kleinen Bestand visueller Formen, die überall verwendet werden.<sup>12</sup> Die kulturevolutionäre Macht der Schrift basiert – aus neurowissenschaftlicher Perspektive – darauf, dass Homo sapiens durch die Schrift in die Lage versetzt wurde, »einen Teil der Sehrinde zu einem Werkzeug der Sprache zu machen.«<sup>13</sup>

10 Stanislas Dehaene: Lesen. Die größte Erfindung der Menschheit und was dabei in unseren Köpfen passiert. München 2012.

11 Ebd.

12 Vgl. ebd.

13 Ebd.

Wechselt man nun auf die repräsentationslogische Seite, so liegt die kulturprägende Kraft der Schrift darin begründet, dass der Mensch sich seine Umwelt durch Zeichen vom Leibe hält. Durch diese Distanznahme wird nicht nur Fremdbeobachtung, sondern auch Selbstbeobachtung überhaupt erst möglich. Manfred Faßler spricht von einem *medialen Selbst*, womit er jenes Set indirekter Regeln umfasst, bestehend aus Zeichen, Repräsentationsmustern und Sprachen, das einen unterscheidenden Selbst- und Fremdbezug ermöglicht.<sup>14</sup> In diesem Sinne bekräftigen alle medientechnologischen Veränderungen »eine der aufregendsten Eigenarten des Menschen: seine Fähigkeiten, abstrakte, indirekte, zeichengestützte Ding-, Welt- und Selbstmodelle zu entwickeln und sie auf sich selbst und seine Umgebungen anzuwenden.«<sup>15</sup> Was mit dem Medium der Schrift in die Gesellschaft eingeführt wurde, war zunächst und vor allem das Archiv, d.h. ein Verweis- und Memorialsystem, das Tradition und Geschichtsbewusstsein über beliebig lange Zeiträume ermöglichte und damit das Selbstverständnis des Menschen fundamental veränderte. »Die Schrift«, hält Jürgen Habermas fest, »ist nicht etwa ein der Literatur äußeres Transportmittel, sie zehrt vielmehr von der Zeit überwindenden Artikulationskraft des schriftlich fixierten sprachlichen Zeichens.«<sup>16</sup> Doch nicht nur die Zeit, auch der Raum wird durch die Schrift überbrückt, indem das Geschriebene jene für das gesprochene Wort so unverzichtbare Nahdistanz überflüssig machte. Damit einhergehend – und das hatte bereits Platon kritisiert –, emanzipiert sich das schriftlich Ausgesagte von seinem Urheber und wird auf diese Weise prinzipiell mehrdeutig.

Die Gutenbergsche Prozessoptimierung des Drucks mit beweglichen Lettern führte bereits im 15. Jahrhundert zu einer rasanten Ausweitung des Druck- und Verlagswesens in ganz Europa und damit zu einem enormen Anstieg von verfügbaren Texten. Was sich innerhalb weniger Jahrzehnte etablierte, war eine typografische Schriftkultur, die nicht nur auf der Produktionsseite massive Veränderungen zeitigte, sondern auch auf der Seite der Rezeption. Nicht mehr das mühsame Entziffern einer unleserlichen Handschrift stand nun im Vordergrund, sondern die rasche Bedeutungsentnahme aus einem standardisierten Schriftbild. Innerhalb weniger Generationen, stellt Peter Stein fest, wurde Schriftliches nur noch in gedruckter Form dargeboten, »typographisierte [...] sowohl den Leseakt wie auch die Lektüre.«<sup>17</sup> In jener homogenisierten *acculturation typographique*, um einen Begriff von Roger Chartier aufzugreifen, waren die Leser des gedruckten Mediums

14 Vgl. Manfred Faßler: Mediales Selbst. Bildung fürs Ungewisse. In: Benjamin Jörissen/Torsten Meyer (Hg.): Subjekt Medium Bildung. Wiesbaden 2015, S. 19–37, hier S. 23.

15 Ebd., S. 24f.

16 Jürgen Habermas: Warum nicht lesen? In: Katharina Raabe/Frank Wegner (Hg.): Warum Lesen. Mindestens 24 Gründe. Berlin 2020.

17 Peter Stein: Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens. Darmstadt 2006, S. 255.

mehr oder minder alle gleich. Allerdings, und dies ist verblüffend, geht von der neuen Reproduktionstechnologie des Buchdrucks und der mit ihr einhergehenden Typografisierung der Schriftkultur offenbar kein Impuls zur Vereinheitlichung und Normierung der Lektüre selbst aus. Vielmehr erschließt das Medium der typografischen Schrift der kognitiven Informationsverarbeitung neue innere Räume. Als aktiver Rezeptionsvorgang wird die Lektüre notwendigerweise zu einem Akt, in dem dieselben Texte unterschiedlich wahrgenommen, gehandhabt und verstanden werden. Zwar blieb das von der Typografie induzierte Lesen als Entzifferungsprozess an die jeweils gelesene Schrift gekoppelt; als gleichzeitiger Verstehensprozess setzte es jedoch subjektgebundene Lektüren frei und emanzipierte den Leser zum Ko-Konstrukteur der fiktionalen Welten. Dass diese sich neu etablierende Mitautorschaft des Lesers auch absonderliche Blüten treiben kann, wurde früh bemerkt und an gleicher Stelle, nämlich im neu etablierten Medium Buch, reflektiert. Cervantes *Don Quijote*, dem durch das Lesen zu vieler Ritter- und Räuberromane die Windmühlen zu feindlichen Heeren werden, ist nur das bekannteste Beispiel.

Das Wissen, das in diesen Zeiträumen von den Bildungsprogrammen und Institutionen generiert wurde, war also an die Typografie der Schrift gebunden und damit über die längste Zeit nur äußerst wenigen vorbehalten. Und selbst diejenigen, die Zugang zum Buchwissen hatten, wurden durch religiöse, staatliche oder ideologische Exegesevorschriften in der Kunst der ›richtigen‹ Auslegung unterwiesen. Hermeneutik war immer schon eine Disziplintechnik und Aufklärung das Ergebnis eines Unterweisungsprozesses, an dessen Ende man die Stimme des Gemeinwillens als seine eigene hören konnte. Das Bildungskonzept, das an die Idee der Lesbarkeit der Welt gekoppelt war, geht einher mit einer spezifischen Körperhaltung des Schreibens und Lesens, mit Ritualen der Einschulung und Zeugnisvergaben, mit genau ausgearbeiteten Curricula, mit der Erziehung zum Alphabet, dem Training der Schönschrift, der Ausbildung des Zahlengedächtnisses und vielem mehr, das die instituierende Rolle eines schriftbasierten Erziehungs- und Bildungssystems unterstreicht. Anders formuliert, die skriptografischen und typografischen Speicher waren mit Wahrheitssetzungen und Weltansprüchen verwoben.<sup>18</sup> Durch sie wurde und wird immer noch der Subjektivierungsprozess gesteuert und das Codesystem mit seinen hierarchischen Abstufungen der sozialen Distinktion etabliert.<sup>19</sup>

18 Vgl. auch Manfred Faßler: *Universität – next Generation?* Zitiert nach [http://www.fame-frankfurt.de/uploads/Universitaet-next\\_generation.pdf](http://www.fame-frankfurt.de/uploads/Universitaet-next_generation.pdf), S. 6.

19 »Die Gebildeten«, schreibt Wolfgang Iser schon 1977 im Präteritum, »waren die *Eingeweihten*, deren Symbole aus jenem reichen Zitatenschatz der Weltliteratur bestanden, durch den sie sich in *Gesellschaft* wechselseitig zu erkennen gaben.« Wolfgang Iser: *Literaturwissenschaft in Konstanz*. In: Hans Robert Jaus/Herbert Nesselhauf (Hg.): *Gebremste Reform. Ein Kapitel deutscher Hochschulgeschichte. Universität Konstanz 1966–1976*. Konstanz 1977, S. 181–200, hier S. 183.

All dies muss man sich vor Augen führen, um zu verstehen, warum die Diskussionen um mediale Bildung, Literacy und Buchwissen mit so außergewöhnlicher Heftigkeit geführt werden. Entlang der Demarkationslinie geht es nicht nur um Rezeptionsstile und die Materialität von Trägermedien, die sich auf der einen Seite durch jahrhundertalte Traditions- und Deutungsmuster mit einem relativ starren Kommunikationskonzept und auf der anderen Seite durch Geschwindigkeit, selektive Kooperation, komplexe Visualisierung und die kontingente Weitergabe von Information umreißen lassen. Es geht auch und vor allem um die damit einhergehenden Identitätskonzepte. Der Vorstellung einer relativ stabilen und von traditionellen Institutionen mit ihren Ritualen geschützten Identität, die mit Buchwissen und Bildung assoziiert wird, steht eine fluide, sich den Verhältnissen beständig anpassende, multiple Identität des digitalen Zeitalters gegenüber. Die Crux besteht nun darin, dass wir – sehr vereinfacht ausgedrückt – immer noch versuchen, die rasanten Veränderungsprozesse und die Identitätskonzepte des digitalen Zeitalters mit den traditionellen Deutungsmustern und Kategorien des Buchzeitalters zu verstehen. Das funktioniert natürlich nur bedingt, denn das Leben läuft den Heuristiken, in denen wir ausgebildet wurden, im wahrsten Sinne des Wortes davon.<sup>20</sup>

Genau wie bei der Umstellung von Oralität auf Literalität beschränken sich die technologischen Effekte des digitalen Zeitalters keineswegs nur auf die mediale und kommunikative Ebene. Vielmehr wirken sich die komplexen digitalen Transformationen und Disruptionen der sogenannten postdigitalen Kultur auch auf die Ökonomie, Logistik, Infrastruktur sowie auf die gesamte Organisation von Sozialität aus. Zudem zeitigt die umfassende Digitalisierung auch auf anthropologischer Ebene Effekte,

bezogen etwa auf technogene Transformationen menschlicher Perfektibilität, auf tiefgreifende Verschiebungen im Verhältnis von Mensch, Bild und Imagination [sowie] auf das Entstehen neuer epistemischer Akteure.<sup>21</sup>

Damit stehen jahrhundertalte Konzepte auf dem Spiel, die im deutschsprachigen Raum mit dem Begriff der Bildung und all seinen ideologischen Verstrickungen und Trägerinstitutionen – allen voran der Universität – verbunden sind.

---

20 Vgl. zu dieser Formulierung auch Michel M.J. Fischer: *Emergent Forms of Life and the Anthropological Voice*. Duke University Press. Durham/London 2003, S. 37: »We live (again) in an era in which there is a pervasive claim, or native model, asserted by practitioners in many contemporary arenas of life (law, the sciences, political economy, computer technologies, etc.) that traditional concepts and ways of doing things no longer work, that life is outrunning the pedagogies in which we were trained.«

21 Benjamin Jörissen: Subjektivation und ästhetische Bildung in der post-digitalen Kultur. In: *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik* 94 (2018), S. 51–70, hier S. 52.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen stellt sich die Frage, welche anthropologischen Effekte die gegenwärtig zu beobachtende medientechnologische Entwicklung eigentlich hat. Dabei geht es mir vor allem – und dies wäre eine erste These – um den Rückgang schriftlich vermittelter Narrationsstrukturen. Im typografischen Zeitalter des Buchwissens stellten schriftliche Narrationsstrukturen – alltägliche wie literarische – jene »Techniken kulturell-psychischer Rekonkretisierung« dar, wie Karl Ludwig Pfeiffer es treffend formuliert, »welche die ›vitalen Handlungsketten‹ einer Gesellschaft am Leben [halten], indem sie die für ihre Vollzüge nötigen Phantasiebeiträge zuschießen.«<sup>22</sup> Man kann das auch anders formulieren: Jede Kultur muss ihren Mitgliedern ästhetische Räume offenhalten, in denen sie spielerisch ihre Imagination ausbilden können. Es ist jenes charakteristische Als-ob, das die ästhetische Erfahrung kennzeichnet und das den Subjekten eine »risikoentlastete Wahrnehmung ihrer Handlungs- und Erfahrungsmodalitäten gestattet«<sup>23</sup>. Erst dadurch kann eine kritisch-reflexive Distanz zu sich selbst ausgebildet, können jene Bilder und Deutungsformeln adaptiert werden, durch die das Subjekt in die Lage versetzt wird, sein Leben *qua* Selbst- und Weltdeutung bewusst zu führen.<sup>24</sup> Solche Erfahrungen waren an die Polyvalenz fiktionaler Welten gekoppelt, welche wiederum und in erster Linie durch die Literatur bereitgestellt und lesend rezipiert wurden. Zumindest war dies in Europa ab der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts der Fall.

Wir erleben derzeit, dass sich der Ursprung dieser Bilder und Deutungsformeln verschiebt: weg von schriftbasierten Narrationsformen hin zu Bild- und Video-basierten Applikationsvorlagen, wie sie millionenfach täglich von Influencern und anderen Internetpersönlichkeiten geteilt werden. Wenn ein Zeitreisender aus dem 19. Jahrhundert die Welt von heute besuchen würde, wäre er wahrscheinlich sofort von der Tatsache beeindruckt, dass fast jeder Mensch, dem er auf der Straße oder in öffentlichen Verkehrsmitteln begegnet, sich vornübergebeugt intensiv auf ein kleines, glänzendes Objekt konzentriert. Insbesondere bei Kindern und Jugendlichen ist die Nutzung digitaler Endgeräte besonders weit verbreitet; Teenager in den USA geben an, täglich mehr als sieben Stunden am Bildschirm zu verbringen, wobei ein Großteil davon auf soziale Medien und das Ansehen von Videos entfällt. Der in Stanford lehrende Neurowissenschaftler Russell Poldrack führt das Suchtpotenzial exzessiver Smartphonennutzung auf erhöhte Dopaminausschüttung im Gehirn zurück:

---

22 K. Ludwig Pfeiffer: Dimensionen der ›Literatur‹. Ein spekulativer Versuch. In: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt am Main 1995, S. 730–762, hier S. 732.

23 Ebd., S. 734.

24 Vgl. Arnold Gehlen: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. In: Ders.: Gesamtausgabe, herausgegeben von Karl-Siebert Rehberg, Bd. 3. 2 Teilbde. Frankfurt am Main 1983, S. 3.

There is a case to be made that links smartphone usage to the dopamine system and thus indirectly to drug abuse. In addition to reward prediction error, the dopamine system seems to be particularly sensitive to novelty in the world. [...] One way to think of a smartphone is as a continuous generator of novelty; a new text, email, or social media post is always just around the corner, and it is this link that has provided some of the justification for treating excessive smartphone usage as an addiction.<sup>25</sup>

Zudem kann man derzeit einen massiven Wandel der Schriftkultur beobachten und ich meine jetzt nicht die Tatsache, dass man Texte auch auf dem iPad oder Kindle lesen kann, sondern vielmehr, dass sämtliche Formate ihr Textdesign und ihre Syntax der vermeintlich hegemonialen Logik des Internets anpassen. So bemerken Pennington und Waxler zu Recht:

In the era of the Internet and near-universal literacy, reading matter is changing rapidly, as both publishers and many writers cater to mainstream, media-generation tastes and to the types of media and formats in which reading matter is increasingly consumed. Aiming to fit popular taste and media formats, they use language that is familiar and informal, with smaller units at every level – shorter words, shorter sentences, shorter paragraphs, shorter articles and reports of all kinds, and shorter books – and they give written text less of a priority in relation to pictures, graphics, and other kinds of visual and aural representations such as video and film, animation, speech, and music.<sup>26</sup>

Damit tritt die Fähigkeit, längere oder komplexe Texte zu lesen, vermehrt in den Hintergrund, was nicht nur aus anthropologischer Perspektive, sondern auch aus kognitionspsychologischer Sicht gravierende Konsequenzen hat, wie aktuelle Forschungen bestätigen. So weist eine Studie, die 2019 in *Nature Communications* publiziert wurde, nach, dass die beständig zunehmende Produktion und Rezeption von neuen Inhalten in den sozialen Medien zu einer schnelleren Erschöpfung der begrenzten Aufmerksamkeitsressourcen der Konsumenten führen.<sup>27</sup> Patricia Greenfield kommt in einem Artikel, der 2009 in *Science* publiziert wurde, zu dem Schluss:

Although the visual capabilities of television, video games, and the Internet may develop impressive visual intelligence, the cost seems to be deep process-

- 
- 25 Russell A. Poldrack: *Hard to Break. Why our brains make habits stick*. Princeton University Press 2021, S. 144f.
- 26 Martha C. Pennington/Robert P. Waxler: *Why Reading Books Still Matters. The Power of Literature in Digital Times*. New York 2018, S. 2.
- 27 Lorenz-Spreen, P./Mønsted, B.M./Hövel, P. et al.: Accelerating dynamics of collective attention. In: *Nat Commun* 10, 1759 (2019), online unter <https://doi.org/10.1038/s41467-019-09311-w>.

ing: mindful knowledge acquisition, inductive analysis, critical thinking, imagination, and reflection.<sup>28</sup>

Und der bekannte Neurophysiologe Wolf Singer betont, dass das Lesen für die Entwicklung differenzierter kognitiver Funktionen unverzichtbar ist:

Wer liest, übt die Fähigkeiten, komplexe relationale Gebilde zu analysieren und zu durchschauen, sich logische Konstrukte höherer Ordnung vorzustellen und die Komponenten solcher Konstrukte im Arbeitsspeicher gegenwärtig zu halten, um sie miteinander verbinden zu können.<sup>29</sup>

Ein Rückgang der Lesetätigkeit – insbesondere des sogenannten *deep reading* – führt dann umgekehrt dazu, dass das Gehirn diese Fähigkeiten sukzessive verliert. Der Begriff der digitalen Demenz ist mittlerweile etabliert für einen Komplex von Aufmerksamkeitsstörungen, Sprachentwicklungsstörungen und Leserechtschreibstörungen, der durch frühkindlichen oder jugendlichen Medienkonsum verursacht wird.

Meine These wäre, dass die historisch einmalige Bilderflut des digitalen Zeitalters zu einer Neujustierung des Verhältnisses von Imagination und Imaginärem führt.<sup>30</sup> Die Imagination als Einbildungskraft taucht in der philosophischen Terminologie schon bei Aristoteles auf und ist ein Schlüsselbegriff von Kants Erkenntnistheorie, da sie zwischen Verstand und Sinnlichkeit vermittelt. Imagination bedeutet hier zunächst das Vermögen, sich etwas Abwesendes vorzustellen, mit Kants Worten: »einem Begriff sein Bild zu verschaffen« (KrV A 118), d.h., ihn mit einer sinnlichen Vorstellung zu verbinden und zu kontextualisieren. Diese Versinnlichung der Begriffe synthetisiert im Erkenntnisvollzug Rezeptivität und Spontaneität – in einem allgemeineren Sinne sogar Welt und Subjekt.

Im Unterschied dazu ist das Imaginäre eine Kategorie, die zwar auch einen Bezug zum Bild aufweist, aber weniger als ein aktives Vermögen gedacht wird, son-

28 Patricia M. Greenfield: Technology and Informal Education: What Is Taught, What Is Learned. In: Science 323, Nr. 5910 (2. Januar 2009), S. 71, online unter <http://www.science.org/doi/10.1126/science.1167190>.

29 Wolf Singer: Immateriell Realitäten. In: Katharina Raabe/Frank Wegner (Hg.): Warum Lesen. Mindestens 24 Gründe. Berlin 2020, S. 148–163.

30 Diese Entwicklung wurde schon vor dem Digitalisierungsschub der letzten 20 Jahre antizipiert. Bereits 1988 diagnostizierte Jochen Schulte-Sasse mit Blick auf die alles dominierende TV-Kultur eine tiefgreifende Umorganisation, »die sich hauptsächlich im Zerfall von logozentrierter narrativer Strukturen und neuartiger Verschränkungen sprachlicher, visueller und musikalischer Elemente ausdrückt«. Jochen Schulte-Sasse: Von der schriftlichen zur elektronischen Kultur: Über neuere Wechselbeziehungen zwischen Mediengeschichte und Kulturgeschichte. In: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt am Main 1988, S. 429–453, hier S. 433f.

dern eher eine Dimension beschreibt, die sich der Verfügungsgewalt des Subjekts zumindest in Teilen entzieht. Theoretiker des Imaginären, allen voran Sartre,<sup>31</sup> Lacan,<sup>32</sup> Iser,<sup>33</sup> Barthes<sup>34</sup> oder Castoriadis<sup>35</sup>, haben dieses Strukturelement des Imaginären immer wieder betont. Insbesondere bei Lacan ist das Imaginäre durch einen narzisstisch geprägten Selbstentwurf charakterisiert, da es auf die Dynamik des Bewusstseins verweist, das in der Konfrontation mit Selbstbildern herausfinden will, wie es sich als ‚Ideal-Ich‘ entsprechen muss. Die Tragik dieser Orientierung am ‚Ideal-Ich‘ liegt darin, wie Dominik Finkelde bemerkt, dass »das Ich nie eine ungebrochene Selbstrelation und eine verzerrungs- und illusionsfreie Instanz der Selbstpräsenz sein kann«<sup>36</sup>. Das aber bedeutet, dass die narzisstische Verschmelzung mit dem ›Ideal-Ich‹ nie befriedigt werden kann.

Daher ist ein jedes Subjekt notwendig illusionär und imaginär in seinem Selbstverhältnis geprägt. Es ist der Ort virtuell verhandelter Selbstbilder, die immer auch schon von Fremdimaginationen zweiter und dritter Instanzen vermittelt sind.<sup>37</sup>

Das Imaginäre beschreibt also jenen Kosmos der Bilder, denen sich das Subjekt beständig ausgesetzt sieht und mit denen es sich identifikatorisch oder ablehnend auseinandersetzen muss. Pierre Legendre spricht daher von einer »Gefangennahme des Subjekts durch das Bild«<sup>38</sup>. Die narzisstische Sackgasse des Imaginären, d.h. der Wunsch einer ungebrochenen Verschmelzung mit einem hypostasierten Selbstbild, kann nur durch die Metaphorisierung der Bilder, d.h. durch ihre Einbettung in die symbolische Ordnung, man könnte auch sagen: durch ihre sprachliche Einhegung überwunden werden. Subjektive Identität basiert auf der Einsicht, dass ein Abstand besteht zwischen dem, was real ist, und dem, was erst durch Repräsentation fassbar wird.

- 
- 31 Jean-Paul Sartre: *Das Imaginäre. Phänomenologische Psychologie der Einbildungskraft. Aus dem Französischen von Hans Schöneberg. Überarbeitet von Vincent von Wroblewsky*. Reinkubek bei Hamburg 1994.
- 32 Jacques Lacan: *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion*. In: Ders.: *Schriften I*. Hg. v. Norbert Haas. 3., korr. Aufl. Weinheim/Berlin 1991, S. 61–70.
- 33 Wolfgang Iser: *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*. Frankfurt am Main 1991.
- 34 Roland Barthes: *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*. Frankfurt am Main 1985.
- 35 Cornelius Castoriadis: *Gesellschaft als imaginäre Institution*. Frankfurt am Main 1990.
- 36 Dominik Finkelde: *Imagination und Imaginäres*. In: Andrea Allerkamp/Sarah Schmidt (Hg.): *Handbuch Literatur und Philosophie*. Berlin/Boston 2021, S. 93–102, hier S. 98.
- 37 Ebd.
- 38 Pierre Legendre: *Gott im Spiegel. Untersuchung zur Institution der Bilder*. Aus dem Französischen von Sabine Hackbarth und Verena Reiner. Wien/Berlin 2011, S. 62.

Das Imaginationsvermögen zeichnet sich also dadurch aus, dass es den Kosmos der Bilder sprachlich reflektiert, d.h. in die Logik der Repräsentation überführt. Das Imaginäre hingegen ist stets von dem narzisstischen Wunsch einer nicht symbolhaften Verschmelzung mit dem Bild bestimmt. Dylan Evans betont, dass die grundlegenden Illusionen des Imaginären Ganzheit, Synthese, Autonomie, Dualität und vor allem Ähnlichkeit seien.<sup>39</sup> Dies entspricht der visuellen Dimension der digitalen Medien, den Millionen von Selfies in sozialen Netzwerken, die in der Regel nicht an die sprachlich-reflexive Repräsentationslogik der Imagination gebunden sind. Wer allabendlich Serien auf Netflix oder YouTube auf seinem Smartphone schaut, dem wird fast jegliche Eigenleistung abgenommen: Der Regisseur und Kameramann bestimmen, worauf die Aufmerksamkeit gelenkt wird, Prosodie und begleitende Filmmusik sorgen für die emotionale Einbettung des Geschehens und die Bilder betäuben die Fantasie, weil sie nicht gebraucht wird, um sich die Ereignisse vorzustellen. Diese Einsicht ist freilich nicht neu, sondern wurde bereits von Lessing 1766 in seinem berühmten Laokoon-Aufsatz thematisiert. Dort heißt es:

Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben [...] und *dem Auge das Äußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden*, und sie nötigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheuet.<sup>40</sup>

Bezieht man diese Einsicht nun auf die gegenwärtige Situation und reformuliert sie kognitionspsychologisch, so ließe sich Robert P. Waxler zitieren, der in seinem Buch *The Risk of Reading* den fortschreitenden Verlust von Lesekompetenz angesichts der exponentiellen Zunahme und Verfügbarkeit von Bildern und Videos im Web 3.0 wie folgt beschreibt:

We are beginning to move, in other words, from »a reading brain« to »a digital brain«, from a brain capable of deep reading and deep thinking to a brain increasingly addled by spectacle and surface sensation. We are losing our standing as linguistic beings.<sup>41</sup>

39 Vgl. Dylan Evans: Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse. Wien/Berlin 2002, S. 146.

40 Gotthold Ephraim Lessing: Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. In: Werke. Herausgegeben von Herbert G. Göpfert in Zusammenarbeit mit Karl Eibl, Helmut Göbel, Karl S. Guthke, Gerd Hillen, Albert von Schirmding und Jörg Schönert, Bd. 1–8, München 1970ff., hier Bd. 6, S. 26.

41 Robert P. Waxler: *The Risk of Reading. How Literature Helps Us to Understand Ourselves and the World*. New York 2014, S. 1.

Als *linguistic beings* sind wir in essenzieller Weise auf das Vermögen der Imagination angewiesen – und ich denke, dass es dieses Vermögen ist, das im Zeitalter der Virtualität und Digitalisierung den entscheidenden Unterschied macht. Seitdem Norbert Wiener, der Begründer der Kybernetik, die funktionale Gleichsetzung von lebenden und technischen Systemen und damit von Menschen und Maschinen postulierte,<sup>42</sup> steht die Frage im Raum, was denn nun genau die menschliche von der künstlichen Intelligenz unterscheidet. Folgt man der Logik der Google-Gründer Larry Page und Sergey Brin, dann müsste die unterlegene menschliche Intelligenz durch künstliche Intelligenz optimiert, wenn nicht sogar völlig ersetzt werden. Ich zitiere Sergey Brin: »Certainly if you had all the world's information directly attached to your brain, or an artificial brain that was smarter than your brain, you'd be better off.«<sup>43</sup> Doch was die menschliche Intelligenz von der künstlichen unterscheidet, ist ihre Fähigkeit, eine beliebige Zukunft allein kraft ihrer Imaginationskraft zu entwerfen. Eben dies rückt das Moment der Offenheit als Kennzeichen der *Conditio humana* in den Vordergrund. Wer einen Text *liest*, ist ständig darauf angewiesen, dass die Imaginationskraft die fehlenden Bilder und Vorstellungen zu den kargen Schriftzeichen auf dem Papier assoziiert.<sup>44</sup> Eben dieses Phänomen hat die Rezeptionsästhetik als den produktiven Aspekt des Lektürevorgangs in den Vordergrund gerückt.

Im imaginären Kosmos der digitalen Bilder und Videos hingegen verkümmert dieses produktive Vermögen der Imagination zusehends – unsere Zukunfts- und Weltentwürfe werden dann von Algorithmen gelenkt, die, gesteuert von unseren narzisstischen Identifikationsversuchen, genau die Bilder und Videos vorschlagen, die uns vorgeblich am meisten interessieren. Damit stellt sich die Dialektik von Imagination und Imaginärem als eminentes Problem des neuzeitlichen Subjekts. Um es mit Adorno zu formulieren: Die kulturindustrielle Hegemonie, die uns heutzutage umgibt, hinterlässt ihre Spuren in der subtilen Entfremdung von der eigenen Reflektions- und Imaginationsfähigkeit. Die Ideologie des Konsums und der Selbstdarstellung, der das Individuum unterworfen ist, offenbart die Schwierigkeiten, sich der unerbittlichen Logik des Imaginären zu entziehen. Damit ist es die Aufgabe des kritischen Denkens, das Verhältnis von Imagination und Imaginären neu zu justieren und die Manipulationskräfte der digitalen Sphäre zu durchschauen. Ob sich ein

42 Norbert Wiener: *Kybernetik. Regelung und Nachrichtenübertragung im Lebewesen und in der Maschine*. Mit Ergänzung von 1961 zu lernenden und sich selbst reproduzierenden Maschinen. Zweite, revidierte und ergänzte Auflage. Düsseldorf 1963.

43 Zitiert nach Nicholas Carr: *Is Google Making Us Stupid? What the Internet is doing to our brains*. In: *The Atlantic* 2008, online unter <http://www.theatlantic.com/magazine/archive/2008/07/is-google-making-us-stupid/306868>.

44 Schon im 7. Jahrhundert wunderte sich Isidor von Sevilla darüber, dass »die Buchstaben die Macht besitzen, uns die Worte der Abwesenden schweigend zu übermitteln«.

solcher Imperativ der Aufklärung angesichts eines fortschreitenden Verlusts der Lesekompetenz noch aufrechterhalten lässt, scheint allerdings fraglich. Sind es doch eben jene reflexiven Kräfte, die erst durch das Lesen erworben werden, welche den Menschen instand setzen, das kritische Bewusstsein zu entwickeln, das sich der Abhängigkeit von der digitalen Bilderflut zu entziehen vermag, um in der Autonomie des Denkens einen Widerstand gegen die Macht der Algorithmen aufzubauen.